

Was Forscher und Macher trennt

Wirtschaft und Wissenschaft tun sich oft schwer, sich in die Lage des jeweils anderen hineinzusetzen

Kiel – Wissenschaft und Wirtschaft: Beide wollen schon dem Wortsinn nach etwas schaffen. Im Idealfall zum Nutzen beider Seiten und besonders der Gesellschaft. Doch so einfach scheint das Miteinander von Machern und Forschern nicht. Teilnehmer einer Podiumsdiskussion im Kieler Haus der Wirtschaft bemängelten jüngst Defizite.

Von Martin Geist

Am guten Willen mangelt es nach Einschätzung der anlässlich der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft der Humboldtianer zusammengekommenen Experten nicht. Wohl aber leben Wirtschaftler und Wissenschaftler offenbar in mancherlei Hinsicht in verschiedenen Welten. „Unternehmer arbeiten sehr zielorientiert, Wissenschaftler eher problemorientiert“, befand Dr. Bernd Bösche, Geschäftsführer der Wirtschaftsförderung und Technologietransfer Schleswig-Holstein GmbH.

Während eine Firma ein bestimmtes Ergebnis zu einem bestimmten Zeitpunkt benötige, gehe die Wissenschaft zwar mit Elan an ein Problem heran, tue sich aber bisweilen schwer, sich festzulegen, wann welches Resultat vorliegt.

Noch zugespitzter formulierte Dr. Axel Meyer das Dilemma. „Wissenschaftler sind sich zu häufig selber genug“, kritisierte der Schiffbau-Ingenieur, der bis 2003 in der Forschung arbeitete und sich dann selbstständig machte. „Ich als Kleinstunternehmer brauche Verlässlichkeit“, betonte Meyer. Mit absoluter Ergebnisoffenheit und zeitlicher Unverbindlichkeit sei keine sinnvolle Kooperation möglich.

Andererseits haben die Wissenschaftler so ihre Bauchschmerzen, wenn sie sich mit der Wirtschaft einlassen. Ein waschechter Forscher, so der Chemiker Prof. Rainer Herges, wolle seine Erkenntnisse nicht für sich behalten, sondern veröffentlichen. Die Industrie hingegen habe manchmal ein hohes Interesse an Geheimhaltung. Auch Doktoranden in In-



Franz Faupel, Bernd Bösche, Rainer Doehl-Ölze, Thomas Hesse, Cordelia Andreßen und Frank Kempken diskutierten über das nicht unkomplizierte Miteinander von Wirtschaft und Wissenschaft. Foto mag

dustrieprojekte einzubinden, könne haarig sein. Eines akademischen Ehrenhutes würdig seien nur wirklich neue Leistungen, während industriennahe Forschung oft die Optimierung vorhandener Verfahren bedeute.

Mancher Hochschullehrer reagiere gegenüber Kollegen mit großer Offenheit für die Industrie immer noch mit Nase-rümpfen, gab Prof. Franz Faupel, Dekan der Technischen Fakultät, zu. Grundsätzlich sei er überzeugt, „dass gute Forschung auf hohem Niveau keineswegs völlig nutzlos sein

muss“, sagte der Materialwissenschaftler. Zudem habe die Gesellschaft, die viel Geld für ihre Unis ausbebe, ein Recht, davon zu profitieren. Dass das oft gut funktioniert, hoben sowohl Bösche als auch Faupel hervor.

Jungunternehmer Meyer löckte wider den Stachel: Seit er sich mit zwei Kollegen selbstständig gemacht habe, sei es aus dem Innovations- und Technologiezentrum Geesthacht heraus zu keiner Ausgründung mehr gekommen. Nach Meyers Eindruck scheinen Forschungsinstitute

ihre in die Wirtschaft strebenden Mitarbeiter eher zu bremsen als zu fördern, weil eine Abwanderung fitter Forscher schlechtere Begutachtungen für die Einrichtung zur Folge haben könnte. Dass es „zu wenig Anreizsysteme“ für ein offensiveres Miteinander zwischen Wissenschaft und Wirtschaft gebe, kritisierte auch Bernd Bösche. Technologietransfer zum Beispiel nehme in der Wissenschaftlerbewertung eine viel geringere Rolle ein als Grundlagenforschung.

Uni-Vizepräsident Prof. Frank Kempken wandte sich indes dagegen, sein Haus für alle Anliegen mit ins Boot holen zu wollen. Oft seien spezielle Bedürfnisse der Industrie besser an einer Fachhochschule aufgehoben. Kempken räumte ein, dass Uni-Angehörige und Wirtschaftsleute sich bisweilen zu wenig in die Lage der jeweils anderen hineinversetzen können. Mit verpflichtenden Praktika, die inzwischen zu fast jedem Studiengang gehören, wolle die Uni Kiel genau diesem Makel entgegenwirken.